



Maylis Adh mar

Sixtine

Roman



Maylis Adh mar

Sixtine

Roman

Maylis Adh mar
Sixtine

Roman

Aus dem Franz sischen
von Aurelia Zanetti

edition gai saber

Titel der 2020 bei editions Julliard, Paris, erschienenen Originalausgabe: ›Bénie soit Sixtine‹

Alle deutschen Rechte vorbehalten Copyright © edition gai saber AG Zürich

1. Auflage, 2021

www.gaisaber.ch

Korrektorat: Andrea Linsmayer

Covermotiv: Trevillion Images

Covergestaltung und Satz: ERNi Druck und Media AG

ISBN: 978-3-907320-03-7

Für Joan

Sauveterre-de-Rouergue, Dezember 2014

Mein Vater, ich überlass mich Euch.

Ich überlasse mich

meiner eigenen Entscheidung.

Meiner Wahl.

O Herr, ich habe stundenlang gebetet

auf Knien,

auch wenn mein Körper sich auflehnte.

Ich habe meine Fehler gebeichtet.

Ich hab Eure Lehren befolgt.

Ich habe Rosenkränze gebetet,

jeden Sonntag.

Ich habe mich hingegeben.

Herr, ich habe gelitten, mich für die Verfehlungen der Sünder aufgeopfert.

Diese Verfehlungen, die Euer geheiligtes Herz verwunden. Ich hab alles gegeben.

Ich habe Buße getan.

Ihr habt mich nicht verlassen.

Mich, die einsame, schwache, der Versuchung ausgesetzte Frau.

Die alleinstehende Mutter.

Bei jedem Schrei von Adam,

in den Unglücksnächten,

wenn die Welt strahlte wie sein Gesicht an heißen Sommertagen.

Bei seinen ersten, unsicheren Schritten

wart Ihr da.

Ihr habt mich nicht verlassen.

Du hast mich nicht im Stich gelassen.

Trotz meinem Ungehorsam, meiner Treulosigkeit, meiner Flucht.

Du warst da.

Heute Abend ist es soweit.

Heute Abend werde ich die Kraft finden.

Entweder der Todsünde abschwören –

oder an meine eigene Wahrheit glauben.

Es wird meine eigene Wahl sein,

meine Hingabe.

Und du wirst da sein, das weiß ich.

Ich habe keine Angst.

Keine Angst vor dir.

Ich bin die Frau, die achtzehn Monate mit Adam verbracht hat.

»Vermehret euch!«

Les Sorinières, April 2012

Sie beeilen sich. Wer schafft es zuerst in die vierte oder fünfte Bankreihe? Wer kann sich gleich hinter den Ehrenrängen zur Schau stellen, in denen stolze Eltern, kerzengerade Großeltern, piekfeine Cousins und Cousinen, Nichten und Neffen mit Engelsgesichtchen thronen? Es sind mindestens zweihundert, die in der Kapelle *La Maillardière* betont höflich die Ellbogen spielen lassen. Ein Knie auf den Boden, ein großes Kreuzzeichen in Richtung Altar, und schon suchen Hunderte von Augenpaaren nach dem besten Platz. Man vermeidet es, die Nase an der breiten Hutkrempe einer eleganten Dame zu stoßen. Man späht umher, sucht nach einem Bekannten, einem Prinzen mit kurzgeschorenem Haar und mit militärischen Orden behängter Jacke. Schnell, schnell. Schon setzt die Musik ein, schon betritt Hugo die Kapelle, am Arm seiner Mutter, einer Frau in Grau mit zurückhaltend sanftem Lächeln. Jeder weiß, wie wichtig ein guter Platz ist, die Veranstaltung wird mindestens zwei Stunden dauern. Dann erscheint sie, Marie-Sophie – begleitet von acht Blumenkindern, alle in Weiß und hellblauen Vichy-Karos. Nüchterner Chignon, extralanger Schleier, schamhaftes Lächeln, heller Teint und blasse, ungeschminkte Augen: Die junge Braut nimmt hoch erhobenen Hauptes und mit steifem Nacken den linken Arm ihres Vaters, eines Obersten; in diesem Augenblick erfüllt sie ihren Traum und ihre Pflicht. Ehefrau werden. Hugo empfängt sie vor dem Altar in einem schlichten schwarzen Frack, der an ihm schlottert, sein Körper ist zu schwächlich für den Anzug. Im Kirchenschiff bilden die Hüte der Damen einen

Regenbogen. Kein Männerhut stört das anmutige Bild. Die Zeremonie ist äußerst gelungen. Tridentinischer Ritus, flammende Liturgie auf Lateinisch, jene der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert, heutzutage so rar geworden, ein Priesterduo in goldenen Messgewändern. Ergriffen und mit geschwellter Brust werden Lieder gesungen, die Nasen atmen den heiligen Duft der Bouquets aus cremeweißen Lilien, die mit strohfarbener Schnur an den Kirchenbänken befestigt sind. Dann folgt der Austausch der Ringe, das Ave-Maria mit der Weihe des Brautpaares an die Jungfrau, das Niederknien vor der Statue der Unbefleckten Maria, das Gebet für Frankreich: »Allmächtiger und ewiger Gott, der Ihr das Reich der Franken gegründet habt, damit es in der Welt das Werkzeug Eures göttlichen Willens sei, Schwert und Schild Eurer heiligen Kirche ...«

Zum Champagner-Cocktail trifft man sich auf der Veranda eines kleinen Schlosses am Loire-Ufer. Die gottesfürchtigen Gäste haben trockene Kehlen. Sixtine trinkt mit Bedacht. Ein kleines Glas, zwei, mehr nicht. Sie hasst Trunkenheit und kennt sie kaum. An ihrem dem bretonischen Heerführer »Bertrand du Guesclin« gewidmeten Tisch interessiert sie der Neuankömmling deutlich mehr als das edle Getränk. Sixtine schaut auf die Tischkarte links neben ihrem Gedeck: Der Nachzügler heißt Pierre-Louis Sue de La Garde.

»Ich bin ein Freund von Hugo, von der X«,¹ sagt Pierre-Louis.

¹ Die «X»: Kurzform für die französische Elitehochschule École Polytechnique in Palaiseau nahe Paris.

»Sixtine Duchamp, ich singe im gleichen Chor in Rennes wie Marie-Sophie. Ich glaube, wir sind uns schon einmal begegnet.«

»Und das hätte ich vergessen?«

»Es ist schon lange her, ich war noch ein Kind. Im Sommerlager der Brüder vom Kreuz.«

»Also *mea culpa!* Ich habe nicht viele Lager verpasst«, sagt der junge Mann, während er die Flamme des Feuerzeugs auf seine Zigarette richtet.

»Duchamp?«, fährt er fort und runzelt die Stirn.

»Ja.«

»Sie sind aus der Familie von Schwester Thérèse de Jésus?«

»Genau, sie ist meine ältere Schwester.«

Sixtine kann nicht anders, sie muss den jungen Mann aus dem Augenwinkel mustern – militärischer Auftritt, groß, schlank und doch kräftig, kurzer, nackenfreier Haarschnitt, perfekt sitzender dunkelblauer Anzug, die Knöpfe mit französischer Lilie, bordeauxrote Fliege. Nach dem Tischgebet wird aufgetragen.

Über den Tellern mit Lachs *en papillote* werden herzliche Gespräche geführt, dazwischen sorgen die Reden der Väter für Höhepunkte. Zuerst der Vater von Marie-Sophie, der sich über die Vereinigung der beiden Familien und die zu erwartenden Nachkommen freut, dann Hugos Vater, der den Anwesenden dankt und sich freut, eine so charmante Schwiegertochter in seiner Familie willkommen zu heißen. Die Tischgesellschaft »du Guesclin« ist sehr angenehm: Alle sind zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, wichtigste Gemeinsamkeit ist ihr Single-Status. Als der zweite Rocksong einsetzt, wendet sich Pierre-Louis an Sixtine. Gleich zu drei Stücken tanzen sie miteinander. Dem Polytechniker gefällt die Tanzpartnerin: Sie ist anschmiegsam, ohne zu übertreiben, lässt sich führen, ist graziös und freundlich. In aller Bescheidenheit hat sie schon erwähnt, dass sie am *Institut catholique*, einer privaten Uni in Rennes, Kunstgeschichte studiert. Er hat ihr ausführlich erzählt, wie er nach drei Jahren in der Privatwirtschaft in Paris vor Kurzem eine eigene IT-Beratungsfirma gegründet hat, zusammen mit einem Studienkollegen *mit komplementärem Profil*. Mehr brauchen sie voneinander nicht zu wissen; auf der Tanzfläche voller geschmeidiger Körper stimmen ihre Schritte perfekt überein. Bei einem Kellner bestellt Pierre-Louis ein Glas Champagner für seine Tänzerin. Sich selbst genehmigt der führende Tanzpartner einen doppelten Whisky. Sie findet ihn selbstbewusst, energisch, verführerisch, stolz, direkt, vertrauenswürdig. Ein aufrichtiger Blick – wie jener der Männer auf den frommen Bildern des Familienaltars, der heiligen Krieger. Ja, das ist es. Pierre-Louis hat den mutigen Blick dieser Soldaten Gottes, dieser mannhaften Mystiker, zu deren Füßen Sixtines Mutter Muriel so viel betet.

Sixtine braucht nicht lange zu warten. Drei Tage später lädt Pierre-Louis Sue de La Garde sie in ein gutes Restaurant in Rennes ein, dann zu einem klassischen

Konzert. Schließlich nimmt sie eine Einladung fürs erste Maiwochenende an: ein Ausflug aufs Land, zu Freunden von Pierre-Louis in der Nähe von Brest. Mit Pierre-Louis' jüngerer Schwester Élisabeth als Anstandsdame, mit dem Segen ihrer Eltern Muriel und Bruno Duchamp. Dort, bei einem Spaziergang entlang der zerklüfteten Küste, berühren die Lippen des Polytechnikers leicht die von Sixtine. Dann ein Kuss voller Vertrauen, Mund auf Mund. Am übernächsten Tag zieht Pierre-Louis aus seinem dunkelblauen Businessanzug ein kleines Etui und entnimmt ihm einen goldenen Verlobungsring, besetzt mit einem Amethysten. Er verkündet, dass er fünf oder sechs Kinder will, betont, dass seine Firma wie geschmiert läuft, dass Sixtine ihr Studium gleich aufgeben kann. Mühsam einen Job suchen lohnt sich nicht, sie wird mit den Sue-de-La-Garde-Stammhaltern genug zu tun haben. Diese werden sich bald einstellen und ihre ganze Zeit beanspruchen.

»Madame Pierre-Louis Sue de La Garde«, flüstert er.

Sixtine lächelt, nickt erfreut. Da ist er, ihr Platz! Wozu denn eine berufliche Perspektive suchen? Die drei Jahre Kunstgeschichte waren spannend, aber ständig bedroht vom Damoklesschwert »Und morgen, wie weiter?«. Nun haben sie ihren Abschluss gefunden. Ihren folgerichtigen Ausgang. Morgen? Morgen wird sie Madame Pierre-Louis Sue de La Garde sein. Sie werden fünf Kinder haben, oder sechs, *so Gott will*. Ein neues Haus öffnet sich ihr, es wird ihr gehören, Madame wird darin Hausherrin sein. Ein großbürgerliches Anwesen in einer Vorstadt von Nantes. Pierre-Louis hat bereits einen Vorvertrag für den Kauf unterzeichnet.

»Es wird dir gefallen«, versichert er, wenige Minuten nachdem er ihr den goldenen Ring über den Finger gestreift hat.

Sixtine steigt aus dem Auto ihres künftigen Gatten. Sie betrachtet das Haus ihrer Eltern – dort wird Pierre-Louis Sue de La Garde nächste Woche bei Bruno Duchamp offiziell um ihre Hand anhalten. Heute Abend ist Muriel allein im Wohnzimmer. So erfährt sie als Erste von dieser schönen Verbindung. Entzücken, Lächeln, Glückseligkeit. An diesem Abend betet sie zum Dank einen großen, dreiviertelstündigen Rosenkranz anstelle des bloss viertelstündigen für den Alltag. Ein Vaterunser und zehn Ave-Maria, fünfmal

hintereinander, das Ganze dreimal wiederholt. *Eine Heirat mit einem Sue de La Garde? Welch ein Geschenk des Himmels!* Derweil steht Sixtine in ihrem Zimmer und betrachtet durchs Fenster die romanische Marienfigur, die im Garten auf ihrem Steinsockel sitzt.

Danke, heilige Jungfrau Maria. Danke. Ich verdiene nicht so viel Freude, ich bin nur eine Sünderin, Eure unwürdige Tochter. Vergebt mir meine Fehler und all meine Sünden. Ich bin sicher, dass ich an der Seite eines so frommen und gerechten Mannes wie Pierre-Louis rechtgläubiger werde und auf dem Weg zur Heiligkeit vorankomme. Danke, heiligste Jungfrau, dass Ihr mir den Weg weist, dass Ihr mich einem guten Christen wie Pierre-Louis begegnen lässt. Demütig danke ich und lobe Euch für all Eure Wohltaten. Amen.

Die Feier findet Ende August auf dem Familienanwesen von Sixtines Großeltern väterlicherseits statt, einem großen Landgut nahe Ploërmel. Muriel hasst diesen Ort: »Auf dem Land – da ist's tagsüber langweilig und nachts zum Fürchten«, wiederholt sie jedem, der es hören will. Aber als sie heute den weitläufigen, frisch gemähten Park betrachtet, in dem das großzügige weiße Hochzeitszelt aufgebaut ist, erhellt ein glückseliges Lächeln das Gesicht der Brautmutter. Die Messe in der Kirche von Ploërmel verspricht noch schöner zu werden als jene bei Marie-Sophies und Hugos Vermählung. Hunderte von Blicken verfolgen gerührt, staunend, vielleicht gar eifersüchtig (doch das ist ihr egal), wie Sixtine zum Altar schreitet in ihrem unendlich reinen Kleid, gekrönt von einem Diadem aus Tüllblüten, mit einem langen, schneeweißen Schleier. Zwölf Nichten und Neffen umgeben sie in einer königlichen Aura, mit ihren blonden Zöpfchen und Topffrisuren, die Mädchen in rosa, die Knaben in blauen Karos. All ihre Freundinnen und Freunde aus dem Chor von Rennes sind in der Kapelle der heiligen *Jeanne d'Arc* versammelt, unter dem Lilienbanner der Jungfrau von Orléans. Ihre Stimmen erheben sich im Kirchenschiff, sie singen das Lied der »Gekrönten Jungfrau« für eine andere Jungfrau. Muriel unterdrückt eine Träne tiefster Freude. Eine stumme Danksagung geht über ihre ungeschminkten Lippen, während sie den himmlischen Engeln lauscht:

*Gekrönte Jungfrau, Tor zur Erlösung,
versiegelte Quelle, durch Euch ist gekommen
der Gesandte des Vaters, um uns zu erlösen,
uns Arme – o unsere Mutter, gekrönte Jungfrau.*

Pater Mathias, ein enger Freund von Pierre-Louis und Kaplan der Brüder vom Kreuz, schwenkt das Weihrauchfass über seinen mit Silberschnallen besetzten Schuhen. Der Weihrauch, die Lieder, die rosa und grünen Hüte der Damen, Sixtines cremeweißes Kleid, die Weihe des Brautpaares an die Unbefleckte Empfängnis Marias, das Niederknien auf den Boden, der Blick auf die Statue der Jungfrau von Fatima. »O mein Jesus, vergibt uns unsere Sünden, bewahrt uns vor dem Höllenfeuer und führet alle Seelen in den Himmel«, all dies ist außergewöhnlich gelungen. Das Publikum ist hingerissen. Und Pater Mathias steigt auf die Kanzel.

»Meine Kinder, auf euren Schultern lastet eine schwere Aufgabe, nämlich jene, katholische Eheleute in einer heidnischen Welt zu sein. Jene, Eltern neuer kleiner Kreuzritter zu werden, die mitten in diesem vom Glauben abgefallenen Volk aufwachsen müssen. Pierre-Louis und Sixtine, alle Kinder, die Gott euch schenkt, werden eine Gnade und ein großer Segen sein. Wie unser Gründer, Bruder André, zu sagen pflegte: »In diesen Zeiten der Dekadenz und des Glaubensabfalls wird die Aufgabe gar zur Pflicht.« Lieber Pierre-Louis, liebe Sixtine – wie auch ihr, Volk der Gläubigen –, flößt diesen hoffentlich zahlreichen Kindern den römisch-katholischen Glauben ein. Ich kann euch nur ermutigen, die Gebote aus dem Buch Genesis zu befolgen: »Seid fruchtbar und mehret euch, füllet die Erde und macht sie euch untertan!««

Nach der zweieinhalb Stunden langen Zeremonie verlassen Sixtine und Pierre-Louis die Kirche. Rosenblätter fliegen im Wind, gleiten durch die Finger der bezaubernden Blumenkinder. Fast dreihundert Gäste machen sich zum Anwesen der Familie Duchamp auf. Sie folgen dem frischvermählten Paar, das in einen schwarzen Ferrari 250 California gestiegen ist. Zuerst gibt es einen Toast auf das junge Paar, Champagner fließt über eine Gläserpyramide, Kellner in

weißen Handschuhen reichen Kleingebäck; Pierre-Louis nennt sie lachend »die Lakaien«. Sixtine schüttelt Hände, bekommt Küsschen von Freunden, Verwandten, von Tanten, deren Namen sie vergessen hat, von völlig Fremden. Isabelle Ledent, die Schwester von Pierre-Louis' Onkel, der Pater aus Lounarès, ein junger Seminarist, den sie in den Ferienlagern der Brüder vom Kreuz getroffen hatte, der Graf von Daumont, Monsieur und Madame Frédéric, gute Freunde der Bräutigam Eltern und so weiter und so fort. Einzig Schwester Thérèse de Jésus fehlt, um das Bild zu vervollständigen. Ihre Mutter Oberin hielt es für klüger, ihre Seele nicht zu verwirren durch diesen festlichen Abend. Um 21 Uhr stimmt Pater Mathias das Tischgebet an, und jeder begibt sich zum Platz, an dem sein Name auf einer eleganten Tischkarte prangt. Man hatte darauf geachtet, die Unverheirateten am gleichen Tisch zu platzieren. Am Ehrentisch das Brautpaar, Pater Mathias, die Trauzeugen, Marie-Sophie, Hugo, Sandrine und die weiteren engen Freunde. Gleich in der Nähe die Eltern des Brautpaares, der Graf von Daumont, ein Oberst und seine Frau sowie ein paar Auserwählte, deren Rang oder freundschaftliche Beziehung sie für diesen Tisch qualifiziert hat. Neben Muriel thront Madeleine Sue de La Garde. Die Erzeugerin von Pierre-Louis und einer ganzen Reihe weiterer Kinder hat nichts mit der Prostituierten gemein, die zur Dienerin Jesu Christi wurde und deren halben Namen sie trägt. Allein schon ihrer Kleidung wegen: immer dunkelblaue Mokassins; Röcke mit Saum zwanzig Zentimeter unterhalb des Knies, oft kariert; ebenfalls dunkelblaues Poloshirt für die Tage auf dem Land; Hemdbluse mit kleinen weißen Knöpfen für die Tage mit heiliger Messe, das heißt fünfmal die Woche; weiße Perlenkette, wie festgewachsen am Hals; Medaillon der wundertätigen Maria von der *Rue du Bac*. Madeleine ist ein Wunder. Ihr Wille ist fest, ihr Glaube unerschütterlich, ihr Wort stets im Einklang mit der katholischen Tradition. Sie predigt die Unterordnung der Mutter unter das Familienoberhaupt, den Vater natürlich, und kommandiert zugleich die ganze Hausgemeinschaft mit eiserner Faust, Ehemann mit eingeschlossen. Madeleine ist groß und kräftig, ohne dick zu sein, mit ideal breiten Hüften, um acht Sprösslinge zu gebären. Sie ist solide, zeigt keine Schwäche, nie. Spricht laut, betet demütig gebeugt und auf Knien, lacht laut, rüffelt laut – und oft.

»Sie ist der Kavallerie-Feldwebel«, hatte Sixtine ihren Freundinnen am Polterabend zu sagen gewagt; dieser war sehr gesittet verlaufen: am Samstag Abendessen, Rätsel zum Charakter des zukünftigen Ehemannes, um 0 Uhr 30 ab ins Bett; am Sonntag um 11 Uhr Messe, dann Picknick am Strand. Alle Mädchen hatten zustimmend gelacht. Ja, Madeleine Sue de La Garde ist wirklich ein Feldwebel. In dieser großen Familie ist sie die unangefochtene Herrin und verteilt die Befehle. *Gladys, Ehefrau von Nummer 2, räumen Sie den Tisch ab. Nein Louise, Ehefrau von Nummer 1, fassen Sie meine Küche nicht an, ich kümmere mich selbst darum. Marie-Aude, Frau von Nummer 5, bringen Sie doch Ihre Kinder zu Bett, es ist schon spät, ihr Geplapper stört uns.* Und so weiter und so fort. Die Welt der Sue de La Garde wird von dieser Frau regiert, Tochter eines Absolventen der Elite-Militärakademie *Saint-Cyr*, Ehefrau eines *Saint-Cyrien*, Mutter von fünf Söhnen und drei Töchtern, Großmutter von sieben Blondschöpfen und Chorleiterin in den Sommerlagern der Brüder vom Kreuz.

Sixtine kannte Madeleine Sue de La Garde bereits. Und zwar deutlich länger als seit dem Familienessen auf dem Gut, bei dem sie offiziell vorgestellt wurde. Die Erinnerung stellte sich umgehend ein, als sie dem Feldwebel zum ersten Mal gegenüberstand. Ihre künftige Schwiegermutter war die gleiche Frau, die bei ihr zu Hause ungewollt eine Familienkatastrophe ausgelöst hatte. Wie hatte sie bloß vergessen können, dass dieses lächelnde, volle, gerötete, gänzlich unverwechselbare Gesicht mit dem Namen Sue de La Garde verbunden war? Wie hatte sie Madeleine einfach selektiv aus ihren schambehafteten Kindheitserinnerungen löschen können?

Es war 1999, Sixtine war zehn Jahre alt und besuchte ihr drittes Sommerlager der Brüder vom Kreuz – bestimmt jenes, in dem sie Pierre-Louis bemerkt und dem fünfzehnjährigen Großmaul genügend Beachtung geschenkt hatte, um sich seinen Namen einzuprägen; er war schon damals gut aussehend, schon ein Mann. Es war das letzte Lager, bevor ihr Vater, Bruno Duchamp, sein Veto einlegte. *Nein, meine Kinder werden nicht mehr in ein Lager gehen, wo eine meiner Töchter als Schlampe bezeichnet wird, bloß weil sie Fußball spielt! Das geht zu weit, viel zu weit!* Er hatte sogar die Faust auf den Tisch gehauen. Die

Duchamps wussten es nicht, aber Madeleine war Auslöser der heftigen Wut und der unwiderruflichen Entscheidung gewesen, unter der Muriel so sehr gelitten hatte. Im Sommerlager hatte Madeleine Sue de La Garde, Hauptverantwortliche für den Chor, die jugendliche Truppe für eine Oratoriumsprobe zusammengetrommelt. Dabei war ihr ein spindeldürrer Mädchen aufgefallen, das gewagt hatte, mit ein paar gleichaltrigen Jungs Fußball zu spielen. Streng rief sie es zu sich. Es war so, dass Sixtine Shorts trug, und Madeleine zog ein Maßband hervor. Die Lagervorschriften der Brüder vom Kreuz verboten das Tragen von Bermudas, die mehr als fünf Zentimeter über dem Knie endeten. Jene von Sixtine endeten neun Zentimeter darüber. Sie war zehn Jahre alt, hatte einen schwächtigen Körper, ein kindliches Gesicht und knabenhafte Oberschenkel. Zur Strafe hatte ihr Madeleine vor allen andern befohlen, sich anziehen zu gehen und nicht mehr mit den Jungs Fußball zu spielen. Das Oratorium wurde ein echter Erfolg. Das Gesicht der Frau, die sie gedemütigt hatte, wurde nie mehr aus Sixtines neuronalen Schaltkreisen gelöscht. Es war da, allein, ohne Verbindung zu einem Namen, es war da in den Falten ihres Hippocampus.

Im imposanten Wohnzimmer der Festung *Sue de La Garde* hatte die junge Verlobte gespürt, wie Hitze in ihre Wangen schoss. Dieses Gesicht. Es war dieses Gesicht. Das Mädchen mit den vier Zentimeter zu kurzen Shorts hatte gebetet, die Chorleiterin möge die Sünderin nicht wiedererkennen. Zum Glück hatte die Zeit für sie gearbeitet. Auch wenn Madeleine sich abgesehen von ein paar tieferen Falten und leicht ergrautem Haar nicht verändert hatte, so entsprach Sixtine in keiner Weise mehr jenem androgynen, ach so provozierenden Körper in kurzen Hosen. Pierre-Louis' Verlobte hatte weiblich gerundete Oberschenkel, ein von Natur aus leicht gebräuntes Gesicht, brav zurückgebundene schwarze Haare, Perlenohrringe und vor allem keine Shorts.

Im Sommer 1999 hatte die Bermuda-Verwarnung bei Sixtines Eltern einen Anruf von Bruder André, dem Lagerleiter, nach sich gezogen, auf dessen weißer Kutte ein rotes Kreuz und eine Dornenkrone prangten.

»Ihre Tochter hat sich aufreizend verhalten«, hatte er gesagt. »Sie hat schamlose Kleidung getragen, und sie hat in dieser Aufmachung lieber mit Jungs Fußball gespielt, als zur Chorprobe zu gehen.«

In der Duchamp-Familiensaga wurde der Anruf von Bruder André – unmittelbar bevor er unter Absingen geistlicher Lieder mit bloßen Händen Brombeerranken ausriss – als offizieller Wendepunkt dargestellt. Die Wahrheit dämmerte Sixtine erst viel später: Zélie, ihre ältere Schwester, war der Schmetterling gewesen, dessen Flügelschlag den Lauf der Geschichte veränderte. Sie war damals neunzehn Jahre alt und stand im zweiten Vorbereitungsjahr für das Studium an einer Elitehochschule. Nach der Rückkehr aus dem besagten Lager, in dem sie Hilfsleiterin gewesen war, hatte Zélie den Eltern ihre Entscheidung mitgeteilt: Sie werde als Novizin dem Orden der Schwestern vom Kreuz beitreten. Muriels Gesicht hatte aufgeleuchtet wie eine übernatürliche, ekstatische Heiligenmaske. Sie hatte all ihre Freundinnen angerufen und stolz die Neuigkeit verkündet, so wie sie es später tun würde, am Tag von Pierre-Louis' Heiratsantrag an Sixtine. Die Perlen waren durch Muriels Finger geglitten, bis aus dem einfachen ein großer Danksagungs-Rosenkranz wurde. Bruno hingegen, der Vater, war niedergeschmettert. Seine Tochter, sein geliebtes kleines Mädchen, ihr strahlendes Lächeln, ihre schlichte Freude, all dies würde in der Tiefe eines Klosters versenkt. In einem Kloster, in dem die Schwestern vom frühen Morgen an auf Knien beten, sich diese Knie auf dem Kreuzweg aufschürfen, freitags fasten, sich die Haare abrasieren – oh, dieses dunkle Haar, Zélies braune Locken! In einem Kloster, in dem die Schwestern eine schwere weiße Ordenstracht tragen, die so lang ist und alle so gleichförmig macht. Seine Tochter, seine Zélie, war in die Fänge einer extremistischen Gruppe geraten. Dessen war sich Bruno sicher. Dieser Bruder André mit seinem Bußgürtel um die Taille, diesen groben Seilen, die er trug, um – wie er sagte – mit Christus zu leiden und Buße zu tun, dieser Bruder André hatte seine Zélie einer Gehirnwäsche unterzogen. *Nonnen, die sind ja schön und gut, aber doch nicht meine Tochter, nicht meine Zélie!* Bruno begann zu weinen, als er allein auf dem Ehebett saß und ein Foto seines kleinen Spatzes betrachtete: Wie sie sich auf eine

gelbe Laufhilfe stützt, auf ihren Babybeinchen aufrichtet und den Eltern ihr schönstes Lächeln schenkt. Mit zwei süßen weißen Zähnchen.

Trotz Vaters Kummer wurde Zélie zur Schwester Thérèse de Jésus, verlor ihren Namen, ihre braunen Locken. Öffentlich äußerten sich die Duchamps nicht dazu, ihrer Einkleidung wohnten sie freundlich lächelnd bei. Seit jenem Tag kommt die ganze Familie weiterhin ins Kloster der Brüder und Schwestern vom Kreuz, nahe bei Angers, aber nur einmal im Jahr, an einem Wochentag, ganz diskret. Zu einem offiziellen Besuch bei Schwester Thérèse de Jésus. Muriel hingegen gönnte sich mindestens zwei weitere Besuche, einen Aufenthalt zur Fastenzeit und eine Prozession an Mariä Himmelfahrt. Sie abonnierte weiterhin die FC (*Frères de la Croix*, Brüder vom Kreuz), die Zeitschrift der Gemeinschaft. Sie weinte viel und versuchte, Bruno umzustimmen.

»Die Brüder vom Kreuz haben mir so viel gegeben! Und schließlich haben wir uns dank ihnen kennengelernt!«, hatte sie gefleht, vergeblich.

Bruno, der seiner Frau sonst so schnell nachgab, war standhaft geblieben, immerhin war er das Oberhaupt der Familie! Diesmal hatte er also mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Wegen Zéliens Ordenseintritt – offiziell jedoch wegen des Übereifers, dem Sixtine zum Opfer gefallen war – entkamen die drei jüngsten Sprosse der Familie Duchamp den sakrosankten Ferienlagern der Brüder vom Kreuz. Und Sixtine hatte Madeleine, ihre Richterinnen und Henkerinnen, nie wieder gesehen.

Das Ereignis hatte Sixtine nicht unbeschadet gelassen. Das aufreizende Kind hatte gelernt, nur lange Shorts zu tragen – die regelkonformen, sehr viel korrekteren Bermudas. Hatte gelernt, nicht mehr mit den Jungs Fußball zu spielen, die Chorproben nicht zu verpassen, ja sogar, richtig zu singen und daran Spaß zu haben. Die Lektion hatte nachhaltig gewirkt.

Bald hatte sich die Familie Duchamp einer neuen Gruppierung angeschlossen, der Gemeinschaft der *Sainte-Colombe*, der Heiligen Taube, die gemäßiger war als die Brüder vom Kreuz. Ebenfalls traditionalistisch, gleiche Messe auf Lateinisch, mit dem Rücken zum Volk der Gläubigen, aber weniger rigid,

weniger verschlossen gegenüber den vatikanischen Direktiven, weniger streng hinsichtlich kurzer Hosen.

»Fertig mit den Fundamentalisten«, hatte Bruno gesagt.

Die *Sainte-Colombe* anerkannte die Autorität des Papstes, auch wenn man ihn zu lax fand, zu modern, zu offen gegenüber anderen Religionen. Bei der *Sainte-Colombe* jubelte keiner, als Johannes Paul II. starb. Die Brüder vom Kreuz hingegen dankten dem Himmel, dass er den polnischen Papst – laut Bruder André der Antichrist in Person – abberufen hatte. Bruder André hatte seine Bewegung 1971 ins Leben gerufen, als Reaktion auf das Zweite Vatikanische Konzil, das ihm als Teufelswerk galt. Ingrimmig und in der Überzeugung, als heiliger Rächer Garant des einzig wahren Glaubens zu sein, hatte Bruder André seine Schäflein unter dem Banner der Brüder und Schwestern vom Kreuz versammelt, in Paris eine Gebets- und Aktivistengruppe ins Leben gerufen, weitere Niederlassungen gegründet, öffentlich angeprangert. Dank der Gaben seiner Gemeinde hatte Bruder André mit einer Handvoll Novizen Ende der 70er-Jahre ein verlassenes Kloster in der Nähe von Angers gekauft. 1999 zählte er 103 geweihte Mitglieder und 3154 Abonnenten seiner Zeitschrift *FC*. Der Vatikan betrachtete sie als Fundamentalisten und anerkannte nicht einmal ihre Ordensgelübde. Die Brüder und Schwestern vom Kreuz zahlten es ihm mit gleicher Münze heim. Für sie war Petri Thron leer.

Die Ordensleute der *Sainte-Colombe* führten in einem bescheidenen Kloster in Vitré ein dem Gebet gewidmetes Leben, einfach und ohne viel Aufhebens. Ihre Anhängerschaft bestand aus ein paar hundert traditionalistischen, jedoch papsttreuen Familien. Bei ihnen gab es keine Miliz wie bei den Brüdern vom Kreuz. Diese hatten eine laizistische Aktivistengruppe gegründet, einen Stoßtrupp, auf den junge Männer wie Pierre-Louis ab vierzehn Jahren den Eid ablegen konnten. Ein Milizmitglied gelobte Folgendes: das Kreuz über die Welt herrschen zu lassen; Frankreich als älteste Tochter der Kirche vor Invasionen zu beschützen; ein aufopferungsvolles Leben zu führen, um von den Sünden erlöst zu werden. Sixtine begnügte sich mit vierzehn damit, im Kloster ihr Glaubensbekenntnis abzulegen, vor dem Wohnzimmeraltar täglich um 18 Uhr den für alle Hausbewohner obligatorischen Rosenkranz zu beten; zudem ging

sie natürlich jeden Sonntag und jeden ersten Freitag im Monat zur Messe. Mit vierzehn kannte Sixtine das Vaterunser und das Ave-Maria, das Glaubensbekenntnis auf Latein und viele weitere Gebete. Aber sie sang nicht mehr *Maréchal, nous voilà*² oder *C'est nous les colonies*, wie in den Lagern, die ihr Mann regelmäßig besucht hatte. Als Teenager trug Sixtine keine Shorts, hatte keinen Freund, murrte manchmal innerlich, wenn an gewissen Tagen statt des einfachen der große Rosenkranz gebetet werden musste. Ein außerordentlich gelungener Rosenkranz, pflegte die Mutter zu sagen, stets sehr erfreut über dieses fünfundvierzigminütige Gebet. Manchmal träumte Sixtine sogar davon, die Wanduhr anzuhalten, die Armbanduhren kaputt zu schlagen, die Zeit zu zerstören, damit es nie 18 Uhr würde – damit sie nicht auf dem falschen Orientteppich niederknien, nicht die Ave-Marias und Rosenkranzgeheimnisse (das freudreiche, das schmerzhaft) herunterbeten müsste – immer die gleichen Geheimnisse, immer die gleichen Gebete. Doch Muriels Armbanduhr war ewig pünktlich, nie blieb sie stehen.

² Im Vichy-Regime ein Lied zu Ehren von Marschall Pétain.

Die Uhrenzerstörungsgelüste kamen nicht aus heiterem Himmel. Das Flügelschlagen des Schmetterlings hatte bewirkt, dass Sixtine bei den Ordensleuten der *Sainte-Colombe* Pauline kennenlernte. Die beiden Mädchen hatten sich angefreundet, und auf Anraten von Paulines Eltern, hochanständigen Leuten, meldeten Muriel und Bruno ihre jüngste Tochter bei einem privaten katholischen Gymnasium in Rennes an. Es war staatlich anerkannt, im Gegensatz zur fundamentalistischen Schule, die die älteren Geschwister von klein auf geprägt hatte. Paulines Mutter hatte versichert, dieses Gymnasium sei sehr gut, seine Resultate seien sogar besser als jene von *Sainte-Marie-des-Champs*. Sixtine war in der gleichen Klasse wie Pauline. Pauline war eine richtige Maria Magdalena – bezogen auf deren «Vor-Jesus-Christus-Periode». Die Tochter des angesehenen Arztes sah aus, als könne sie kein Wässerchen trüben, war in Wirklichkeit jedoch ausgesprochen durchtrieben und führte ein Doppelleben: Tagsüber lernte die Gymnasiastin, bereitete ihr Examen vor, das Wochenende verbrachte sie im Kloster *Sainte-Colombe* und besuchte dort die Sonntagsmesse. Tadellos. Nachts jedoch schlich Pauline sich hinaus und

machte die Gegend unsicher zusammen mit David, einem Sohn angesehener Bürger aus Rennes und Gras-Dealer. Pauline selbst machte nicht viel, sie begleitete ihn auf Partys oder in Häuser liberaler, gutbetuchter Eltern, wo kein religiöser Druck herrschte. Manchmal spazierten sie einfach durch die Straßen. Das katholische Mädchen legte ihr Marienmedaillon ab und trank mit Davids Freunden Wodka. Pauline war nicht mehr Jungfrau. Dies hatte sie Sixtine nicht zu sagen gewagt, David hingegen wusste umso besser Bescheid. Genauso wie Maxime, ein weiterer Sohn aus guter Familie.

Was Pauline von ihren nächtlichen Ausflügen erzählte, hatte für Sixtine den beängstigenden und zugleich köstlichen Geschmack der Übertretung. Jenen der verbotenen Frucht. Jenen des delikat riechenden Apfels. Und je mehr der obligate Rosenkranz Muriels Tochter anödete, desto stärker zogen Paulines Nächte sie an. So handelte sie ein Wochenende bei ihrer Freundin aus, Tochter aus einer mustergültigen katholischen Familie – die Mutter Hausfrau, drei Brüder und Schwestern, laut Muriel allerdings »laxe Tradis«. Die Mädchen würden ihre Hausaufgaben erledigen, früh zu Bett gehen und am Sonntagmorgen miteinander die Messe besuchen. Alles werde sehr schicklich ablaufen. Die bald fünfzehnjährigen Mädchen schlichen sich heimlich davon. Am ersten Abend war Sixtine aufgeregt, doch schüchtern; sie trug ein einfaches weißes T-Shirt, das ihre jungen Brüste eng umschloss, trank zwei oder drei Wodkas und riss ein paar Witze, die die Anwesenden amüsierten. Am Samstag zählte sie nicht mehr, vier oder vielleicht fünf Wodkas, Maximes Lippen auf den ihren, seine Zunge in ihrem Mund. Maxime, der sie in ein Zimmer führt, ihren BH löst, der ihre in den Himmel ragenden Teenagerbrüste küsst, dessen Zunge mit den harten, brennenden Nippeln spielt, der sich mit geöffnetem Mund auf jene Stelle ihrer Hose stürzt, die gleich unterhalb des Hosenschlitzes liegt. Und Sixtine hatte gesagt: «Nein, gehen wir wieder nach unten.» Maxime zog daraufhin ein Kondom aus seiner Hosentasche.

»Keine Sorge, wir schützen uns.«

Wieder hatte Sixtine Nein gesagt, Angst lähmte ihren Bauch, Angst vor der Sünde, der Todsünde, Angst vor dem, was hier und jetzt passieren könnte. Und